

Hans Rheinfelder

15. 2. 1898–31. 10. 1971

Hans Rheinfelder, emeritierter ordentlicher Professor für romanische Philologie an der Universität München, ist am 31. Oktober 1971, nur eine Woche nach der noch von ihm geleiteten Jahrestagung der Deutschen Dante-Gesellschaft, ganz unerwartet verstorben. Der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hat er seit 1948 angehört; hinzu kamen die Mitgliedschaften in der Académie d'Alsace und in der Accademia dell'Arcadia. Die Deutsche Dante-Gesellschaft und später die Deutsch-spanische Gesellschaft wählten ihn zum Präsidenten, und auch sonst hat es in diesem vollen, bis zuletzt schaffensreichen Leben an Ehrungen nicht gefehlt.

* Problemy sravnitelnoj filologii. Sbornik statej k 70-letiju člana – korespondenta AN SSSR V. M. Žirmunskogo. – Moskva-Leningrad: Izd. „Nauka“ 1964.

Hans Rheinfelder wurde 1898 in Regensburg geboren, ist in Landau in der Pfalz aufgewachsen und hat an den Universitäten Würzburg und München studiert. Vom Vater her, der selbst Philologe war, entwickelte sich sein besonderes Interesse für die Romanistik und Anglistik. Nach dem Staatsexamen in diesen Fächern war er von 1923 bis 1929 als deutscher Lektor an der Universität Rom tätig. Hier entstanden seine Dissertation und seine Habilitationsschrift. Er promovierte 1926 in Würzburg, wurde 1929 zum Privatdozenten für romanische Philologie an der Universität Freiburg im Breisgau ernannt und schon drei Semester danach als Professor nach München berufen, an die Seite seines verehrten Lehrers Karl Voßler. So schwer es Hans Rheinfelder als entschiedener Christ in der Ära nach 1933 hatte, so spontan war er nach dem Kriege bereit, zum inneren Wiederaufbau der bayerischen Universitäten beizutragen, zuerst unmittelbar als Hochschulreferent (1947–1953) und nachher noch bis 1958 als persönlicher Berater des bayerischen Kultusministers. Wie sehr sich Hans Rheinfelder dieser Aufgabe verpflichtet fühlte, kommt auch in der Tatsache mit zum Ausdruck, daß er einen in dieser Zeit an ihn ergangenen Ruf der Universität Frankfurt ablehnte. Den Ausgleich zur Belastung durch jenes Amt fand er in seiner Forschungsarbeit und seiner Tätigkeit als akademischer Lehrer, an denen er unbeirrbar festhielt. Auch die Emeritierung, die 1963 erfolgte, hat an diesem Grundverhältnis zu Wissenschaft und Beruf nichts geändert, wie die Veröffentlichungen Hans Rheinfelders in den letzten Jahren zeigten. Daß 1967 der zweite Teil seiner „Altfranzösischen Grammatik“ erschien, die „Formenlehre“, die seit langem ein ausgesprochenes Desideratum war, ist hierfür ebenso bezeichnend wie die Reihe der vornehmlich literarhistorischen Aufsätze, die gerade nach seiner Emeritierung noch entstanden. Bezeichnend für ihn ist im übrigen auch diese Zweigleisigkeit selbst: er gehörte zu den Romanisten, die sich sowohl auf Sprach- als auch auf Literaturwissenschaft verstanden.

In der Sprachwissenschaft wird der Name Hans Rheinfelder mit den Bereichen der Semantik und eben des Altfranzösischen, zu denen er schon früh Zugang fand, immer verbunden bleiben. Mitten in die Semantik hinein führte den jungen Hans Rhein-

felder schon seine Dissertation über „Das Wort ‚Persona‘“ (1928). Ausgehend natürlich von den Fragen zur Herkunft und zur antiken Verwendung von „persona“, legte er den Nachdruck vor allem auf die mittelalterlichen Bedeutungen des Wortes im Französischen und Italienischen, wobei zugleich sichtbar wurde, welche reiche Ausbeute sich für den Romanisten aus dem Latein des Mittelalters ergibt. Frei von dogmatischer Enge, verband er dabei historische und psychologische Erklärungen miteinander. Die Wörterbücher waren für ihn „Museen“ oder „Bildergalerien“, denen die Perspektive und der umgebende Raum abgehen: sie konnten ihm nur Hilfsdienste leisten als Wegweiser zum Text. Den Text aber verstand er so weit, wie nur irgend möglich, über die gesamte schriftliche und mündliche Tradition hinaus bis in alle geistigen Bereiche und Lebensgewohnheiten der romanischen Völker hinein. Wie es jedenfalls gleich in der Einleitung heißt: „Das Wort existiert nur um des Satzes willen“, so hat Hans Rheinfelder bereits die von späteren Romanisten wieder energisch geforderte Satzsemantik getrieben, und zwangsläufig mündete bei ihm auch die Semasiologie in die Onomasiologie.

Sprach- und Geistesgeschichte also: diesem Junktim blieb er auch treu, als er sich mit seiner Habilitationsschrift über „Kultsprache und Profansprache in den romanischen Ländern“ (1933) auf die Beziehungen zwischen Semantik und Theologie konzentrierte. Seine auf diesem Gebiet seitdem immer wieder bewiesene Meisterschaft trat sofort zutage: die zahlreichen in dem Buch enthaltenen Wortmonographien, die sich gleichermaßen durch überlegene Sprach- und Sachkenntnis auszeichnen, haben größtenteils ihre Gültigkeit bewahrt, zumindest aber den sicheren Grund zu weiterer Untersuchung gelegt. In einer Reihe zusätzlicher Artikel hat Hans Rheinfelder selbst noch mehrfach die Fruchtbarkeit jenes Ansatzes erwiesen, und im Hinblick auf Dante-Fragen etwa ist es klar, daß manche dieser Studien auch das literarische Verständnis angehen. Den thematischen Zusammenhang dieser Artikel verdeutlichen schon Titelbegriffe wie „Gloria“ (1932) oder „Confiteri, confessio und confessor im Kirchenlatein und in den romanischen Sprachen“ (1938). In der einmal bewährten Untersuchungsweise hat Hans Rheinfelder, wie beispielsweise sein Aufsatz über „Italiano“ (1940) zeigt, über den theologisch be-

stimmten Wortschatz auch auf manchen anderen Bereich ausgegriffen. Das methodische Glanzstück dieser linguistischen Einzeluntersuchungen, nämlich: „Der übersetzte Eigenname – Philologische Erwägungen zu Matth. 16, 18“ (1938), hat Hans Rheinfelder einem zu seinem 70. Geburtstag erschienenen Sammelband seiner kleineren Schriften vorangestellt, für den er einen Titel wählte, der seiner persönlichen Auffassung von diesen sprach- und literarhistorischen Arbeiten entsprach: „Philologische Schatzgräbereien“ (1968).

Die romanische Sprachwissenschaft verdankt jedoch Hans Rheinfelder, wie schon angedeutet, noch eine Leistung besonderer Art. Seine „Altfranzösische Grammatik“, deren erster Teil, die „Lautlehre“, bereits 1936 erschienen und inzwischen – durch die „Formenlehre“ ergänzt – bei der vierten Auflage angelangt ist, wurde für die Romanistenausbildung an den deutschen Universitäten zum Begriff. Eine Verbindung von didaktischem Geschick und wissenschaftlicher Intensität: so läßt sich das Urteil über diese Grammatik, in der ein reiches Material unter Einbeziehung der Entwicklung bis zum Neufranzösischen konzentriert und übersichtlich dargeboten wird, auf eine Kurzformel bringen.

Wie Hans Rheinfelder zur Literatur stand, läßt sich beispielhaft aus einem Vortrag ersehen, den er im Dante-Jahr 1965 hielt. Über das Thema sprechend: „Was bedeutet Dante dem heutigen Menschen?“, ging er von folgendem Postulat aus: der Literaturhistoriker wird immer zu untersuchen haben, „was eine dichterische Leistung in ihrer Zeit bedeutet hat“; doch sollte „auch der Forscher immer noch Mensch genug bleiben“, um sich zu fragen, „was bis in *seine* Zeit von den Schöpfungen der Vergangenheit noch lebendig geblieben ist“ („Dante Alighieri – Persönlichkeit und Werk“, Bd. 2, Würzburg 1966, S. 8). Unverkennbar ist so die literarhistorische Beschäftigung bei Hans Rheinfelder selbst in aller Sachlichkeit mit einem unmittelbar persönlichen Bezug zu den behandelten Autoren und Werken verbunden. Davon zeugen auch die im einzelnen durchaus verschiedenen Studien über einen Cecco Angiolieri oder einen Camões, einen Carducci oder einen Van Lerberghe, davon zeugen aber vor allem die sichtbar auf der Leitlinie einer bestimmten Geistesverwandtschaft liegenden

Arbeiten – wie eben zu Dante, so auch zu Leopardi, zu Pascal und Lamartine, zu Gabriela Mistral.

In seinem 1955 veröffentlichten Buch über Gabriela Mistral, die chilenische Nobelpreisträgerin, hat Hans Rheinfelder aus den Motiven ihrer Lyrik erschlossen, wie der Erlebnischarakter dieser Dichtung mit einer christlichen Grundauffassung vom Dichtertum zusammengeht. Aber nicht nur von der inhaltlichen Seite, sondern auch von der Sprache und Form her konnte Hans Rheinfelder an literarische Werke herantreten. Daß und wie sich dabei philologische Genauigkeit und literarische Sensibilität aufeinander beziehen, kann allein schon sein bescheidenerweise nur „Skizze einer Interpretation“ genannter Aufsatz über „Zwei Gedichte von Giacomo Leopardi“ (1961) zeigen. Doch von der dichterischen Form aus wird letztlich immer wieder die inhaltliche Aussage beleuchtet, gerade der menschliche Gehalt betont. Als Beispiele dafür zwei Dante-Studien: „Der Zentralgesang des Purgatorio und der ganzen Divina Commedia“ (1941) und „Der Zentralgesang in Dantes Paradiso“ (1955/56). Die beiden Titel entsprechen sich im Hinblick auf einen zunächst nur strukturellen Befund, wobei Hans Rheinfelder übrigens auch der konsequenterweise naheliegenden Frage nach einer ähnlichen „Mitte“ des Inferno nicht ausweicht. Aber er gibt sich nicht mit „bloßer Struktur“ zufrieden, sondern forscht nach der tieferen Bedeutung, die sie für Dante hatte. Vorab also beruft sich Hans Rheinfelder, wenn er von Zentralgesängen spricht, auf den formalen Plan der Divina Commedia; doch worauf es ihm ankommt, ist gerade der Nachweis, daß in ihnen entsprechend zentrale Themen behandelt werden: im Mittelgesang des Purgatorio ist es das Thema der Liebe, der Grundkraft allen Seins, die zugleich als Urteilsmaßstab für den Wert oder Unwert aller menschlichen Handlungen die ganze Jenseitsvision bestimmt, und im Mittelgesang des Paradiso geht es um das Thema der Divina Commedia selbst, um Dantes dichterische Mission, die er sich in dem persönlichsten Gespräch, das er auf seiner Jenseitswanderung überhaupt führt, von seinem Urahn Cacciaguida bestätigen läßt.

Manche Spekulationen der früheren Dante-Kritik hat Hans Rheinfelder endgültig aus der Forschung verbannt (z. B. in „Dante und der ferne Osten“, 1958, oder in „Dante und die

hebräische Sprache“, 1966). Mehr als um Widerlegung aber ging es ihm stets um Erhellung und Vertiefung. Der Nachweis etwa, daß in bezug auf Par. IV, 28–63 allzu voreilig von einem „Exkurs über die Mondflecken“ gesprochen wurde, fällt gerade durch sein positives Ergebnis ins Gewicht: wesentlich präzisiert wird nämlich der Einblick in die kirchliche Lehre, die hier zur Frage steht und über die zu Dantes Zeit viel diskutiert wurde; verdeutlicht wird andererseits aber auch das organische Verhältnis dieser „propädeutischen“ Stelle zum Ganzen der Divina Commedia („Das ‚lumen gloriae‘ in der Divina Commedia“, 1964).

Bezeichnend für Hans Rheinfelder als Literaturhistoriker ist jedenfalls, daß er in oder gar trotz aller Vielseitigkeit seiner Interessen immer wieder auf Dante zurückkam, dem eine ganze Reihe weiterer Aufsätze galt. Und er hat sich nicht nur mit Fragen des Hauptwerks, sondern auch der „opera minora“ dieses Dichters befaßt, unter denen ihm auf Grund seiner eigenen Beziehung zu sprachlichen Aspekten besonders „De vulgari eloquentia“ nahestand. Und wenn man die sprachwissenschaftlichen und literarhistorischen Arbeiten Hans Rheinfelders unter diesem Zeichen zusammennimmt, ist zu verstehen, warum die Festschrift zu seinem 65. Geburtstag auf das „Medium Aevum Romanicum“ konzentriert wurde: „nicht als eine einseitige, sondern als eine die besonderen Verdienste hervorhebende Würdigung“ – so heißt es im Vorwort zu dieser Festschrift, in der übrigens auch die romanistischen Schriften Hans Rheinfelders bis 1962 bibliographiert sind.

Hans Rheinfelder war ein Gelehrter, der sein Fach mit einer Bildung liebte, die Wissenschaft nicht als mechanischen Selbstzweck aufzufassen vermag. In den kürzlich erschienenen „Erinnerungen an Hans Rheinfelder“ hat ein Schüler des Lektors in Rom ausgesprochen, was in der Folgezeit all seine Münchner Studenten erfuhren: er war ein begeisterter und begeisternder Lehrer. Bekannt ist aber auch, wie weit er über den Universitätsbereich hinaus wirkte. Verantwortungsbewußt, mutig und seinen Überzeugungen getreu, hat er sich nicht gescheut, zu Fragen von allgemeiner Bedeutung und Aktualität persönlich Stellung zu nehmen. Und wenn auch dabei vielleicht anderen gegenüber nicht immer bequem, war er jederzeit zu sich selbst am

strengsten. Den entscheidenden Ausschlag für sein Engagement in jeder Hinsicht und für sein Leben überhaupt gab indes der Leitspruch, den er einem seiner Bücher vorausgestellt hatte:

Οὔτοι συνέχθην ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφην –

Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.

Nicht nur auf Grund seiner wissenschaftlichen Leistungen, sondern auch in seiner Grundgüte, seiner klaren und strahlenden Persönlichkeit wird Hans Rheinfelder unvergessen bleiben.

Alfred Noyer-Weidner